

### Arbeitsfeld: externe Therapeutin in einer Strafanstalt: Beobachtungen und Erfahrungen

Zaler, Sylwia

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zaler, S. (1984). Arbeitsfeld: externe Therapeutin in einer Strafanstalt: Beobachtungen und Erfahrungen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 8(4), 88-101. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-209439>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

# ARBEITSFELD: EXTERNE THERAPEUTIN IN EINER STRAFANSTALT. BEOBACHTUNGEN UND ERFAHRUNGEN

SYLWIA ZALER

Ich gehe wie jeden Sonnabend mit meiner blauen Mappe ins Gefängnis. Angst überkommt mich, daß einer der Beamten meine Mappe kontrollieren möchte, um reinzuschauen, was da drin ist. Ich möchte nicht, daß er meine Unterlagen durchstöbert, schließlich bin ich gesetzlich dazu verpflichtet, die Schweigepflicht als Psychologin zu wahren. Aber hier im Gefängnis geht manchmal offensichtlich die Hausordnung über die bundesweite Gesetzgebung.

Ich schleiche mich um das alte Gitter, der äußere Zaun, der zur Eingangspforte des Gefängnisses führt. Ich steige die vier Stufen hoch, die Tür öffnet sich automatisch, der Beamte innen hat mich schon über seine Kameras entdeckt. Wieder ein neues Gesicht, das hinter der Glaswand sitzt, aber er sieht wenigstens nicht so unfreundlich wie einige andere aus. Gott sei es gedankt, die aggressiven Austauschbekundungen fangen nicht schon an der Pforte an.

Öfters in diesen schon mehr als vier Jahren, die ich dort nun arbeite, mußte ich mir den unverschämten Ton, die Schikane kleiner Beamter gefallen lassen, die auch mal etwas zu sagen haben wollen, und sei es nur an der Pforte. Lange war ich für sie das Flittchen, das zu den Ratten, den Knastbrüdern ging, "wer weiß, was sie da so macht", niemand hat sie darüber informiert, daß ich als Psychologin und Therapeutin dort hinkomme, um Therapie mit Lebenslänglichen zu machen, was immer das auch bedeuten mag. Und die meisten könnten sich sowieso nichts darunter vorstellen. Im Laufe der Zeit haben einige es so nebenbei erfahren (die Information klappt nur insoweit, wie es als unbedingt notwendig für den einzelnen erachtet wird von höherer Stelle), und seit ich sogar meinen Titel im Ausweis eingetragen habe, wird mir Respekt bezeugt. Jetzt bin ich jemand, nicht nur so eine Frau, die sich mit Kriminellen abgibt.

Ich gebe meinen Ausweis ab, seit vier Jahren. Jeden Sonnabend wird er neu überprüft, mein Name, meine Adresse, mein Geburtsdatum, mein Gesicht. Ob es immer noch übereinstimmt? Habe ich einmal meinen Ausweis nicht dabei, kann ich nicht hinein, so einfach ist das - obwohl mich fast sämtliche Beamten kennen. Ab und zu wird auch mein Spezialausweis, der mich inzwischen berechtigt, auch ohne Kontrolle durchzugehen, kontrolliert, ob er auch noch gültig ist, und ich, ohne

kontrolliert werden zu müssen, obwohl ich schon vom Verfassungsschutz kontrolliert, überprüft, kategorisiert, katalogisiert bin und das mehrfach aufgrund der verschiedenen Tätigkeiten in öffentlichen Institutionen, die ich ausübe, - ob ich denn auch wirklich überprüft und berechtigt bin, ohne Kontrolle durchzugehen. Deutsche Gründlichkeit, die zu kostbare Zeit und Energie verschwendet am falschen Fleck. Mir fällt dazu die Gründlichkeit ein, mit der die Opfer der Konzentrationslager vorher genau katalogisiert wurden, bevor sie umgebracht wurden.

Ich gehe endlich rein. Eine schwere Tür, nicht geölt und nicht für Frauen gedacht, läßt mich jede Woche aufs Neue meine Kräfte spüren, wenn ich sie, nachdem der Summton des automatischen Türöffnungsbetätigungsknopfs zu hören ist, mit einiger Anstrengung öffne. Ich bin durch die erste Schleuse durch. Ein Blick des Beamten, in der Regel ein anderer als der, der hinter der ersten Glasmauer saß, aber ebenfalls hinter einer Glaswand verschanzt, kontrolliert mich erneut, ob ich auch die bin, die er vor einer Minute schon durch die Verbindungstür zum ersten Raum gesehen hat. Ich bin's.

Und ich bin's auch immer noch, nachdem er wiederum auf einen automatischen Türöffner gedrückt hat und ich nun durch die Tür, die lautlos aufgleitet, trete, um dort wiederum vier Stufen abwärts zu gehen, die mich auf einen freien Hof führen. Dort erschlägt mich fast jedesmal erst einmal die monumentale Kirche, auf die der Weg gerade zuführt. Ich sehe hoch. Jedesmal. Auf die Uhr, die verschiedene Uhrzeiten anzeigt, auf die Spitze, die drohend wacht, daß kein Unbefugter über den Platz läuft, auf die Wachtürme, die links und rechts unweit der Kirche an der Innenmauer emporragen. In ihnen sitzen Beamte mit Gewehren. Wie im Osten an der Grenze. Ich gehe rasant über diesen Platz, ich fürchte mich vor diesen Türmen und möglichen vorschnellen Reaktionen derer, die da drin sitzen.

Ich habe jetzt zwei Möglichkeiten, entweder ich gehe in die Kirche hinein, oder ich bleibe vor dem Stahlgitter neben der Kirche stehen. Beide Möglichkeiten führen mich zu einem verschlossenen Tor, vor dem ich auf den Beamten warten muß, der mich abholt, nachdem er von vorne von der Pforte telefonisch benachrichtigt wurde. Manchmal dauert das lange, manchmal geht es relativ schnell, je nachdem, wie schnell die Beamten aus den verschiedensten Gründen heraus durchrufen konnten und wollten. Ich habe mir im Laufe der Zeit abgewöhnt, schon nach zehn Minuten Wartezeit zurückzulaufen, um Bescheid zu geben, daß ich immer noch nicht abgeholt wurde. Inzwischen habe ich genug Zeit, mir

das Gelände zu betrachten. Rote, alte Ziegelsteingebäude des vorigen Jahrhunderts, vergitterte Fenster, trostlos. Kaum Grün, nur vor der Kirche zwei kleine Bäume, wohl mehr für den besseren Eindruck auf die Besucher gemacht. Ich muß unwillkürlich an Auschwitz denken, an die gleichen Baracken aus rotem, altem Ziegelstein, an die Aufteilung, an die vergitterten Fenster, dieselbe Trostlosigkeit, nur weiträumiger verteilt.

Nun gut, ich komme heute schneller rein. Ein jüngerer Beamter kommt und schließt das schwere Eisentor auf. Ich befinde mich nun auf der "anderen" Seite, dort, wo nur "geladene Gäste", die die Befugnis haben, hinein dürfen. Wir gehen einen Weg entlang, der auf das Haus zuführt, in dem ich arbeite. Links von mir ist ein Gebäude zu sehen, das zu einem anderen Trakt gehört und ebenfalls durch eine Mauer von uns getrennt ist. Wieder gehe ich vorbei an diesen bräunlich-roten, düsteren Backsteingebäuden, deren Fenster bis nach oben hin vergittert sind. Musik dringt aus einigen dieser Fenster. Manche von ihnen sind mit farbigen Tüchern von innen verhängt, um das Licht in den Zellen etwas angenehmer, anheimelnder zu gestalten. Ich gehe vorbei.

Selten ergibt sich ein Gespräch mit den Beamten. Meist laufen wir schweigend nebeneinander her, und zuweilen ergeben sich auch aggressive Spielchen, indem der Beamte entweder sehr schnell läuft, so daß ich Mühe habe, ihm zu folgen, und er mich dann herablassend ansieht, oder ich gehe bewußt langsam bei einem Beamten, der mich nicht ausstehen kann. Kindereien, aber oft die einzige Möglichkeit in diesem Betrieb, etwas auszudrücken. Offenheit, die Fähigkeit und Chance zu einer konstruktiv-positiven Kritik wird hier - weniger noch als draußen - nicht geschätzt. So bleiben eben nur solche Mittel, etwas begreiflich zu machen.

Wir gelangen an das Haustor. Wieder eine eiserne Tür, die aufgeschlossen werden muß. Ich gehe durch. Der Beamte folgt, er muß mir die nächste Tür aufschließen. Hier darf ich wenigstens mal, wenn auch nicht unbedingt freiwillig, die Kavaliers spielen und den Männern den Vortritt an den Türen lassen. Wir sind schon im Haus, aber ich muß warten, bis mir der Beamte die dritte Tür auch noch geöffnet hat. Dann erst kann ich in das Haus wirklich hineintreten.

Vor der letzten Tür hat mich schon ein raubtierhausähnlicher Geruch empfangen. Ich mag ihn. Er riecht nach Menschen, nach viel Menschen. Die Beamten scheinen ihn nicht zu mögen; vielen draußen, die ich kenne, wäre er auch zu nah, zu körperlich. Und auch den Geruch von Essen der verschiedensten Nationalitäten kön-

nen die Beamten, aber auch einige deutsche Insassen nicht ertragen. Bei mir regt das oft den Appetit an, aber ich bin ja auch nicht treu deutsch eingestellt, vornehmlich nicht, was die Küche anbetrifft. Ich bin jetzt endlich im Haus angelangt, nachdem ich mehrere Türen, meiner Meinung nach unsinnig angebrachte, hinter mir gelassen habe. Ich steige die Treppe hoch. Eine Eisentreppe, deren Stufen nach hinten hin mit Stahlgittern offen ist. Wenn ich Rösche tragen würde, könnte jeder, der unten steht, mir unter den Rock sehen. Ich gehe hoch. Oben erwarten mich schon mehrere Beamte, die in ihrem Glashauss sitzen, der "Spinne", weil von da aus alle Gänge in allen Etagen auslaufen und zu überschauen sind, und betrachten mich danach, wie ich heute wieder aussehe. Jedesmal fast denke ich, ich muß zu einer Modenschau für die Beamten, und in der Tat bin ich eines Tages mal von einem höheren Verwaltungsmenschen angesprochen worden, doch meine Kleidung zu ändern, die Beamten hätten Anstoß daran genommen. Kleidung mache eben Leute, und da ich mich nicht der für meinen Beruf üblichen - in der Vorstellung einiger Beamter wenigstens - Norm in puncto Kleidung anpasse, bin ich eben kein Leut'. Einige Bemerkungen über meine Lederhose, ein anzüglicher Ausrutscher eines Beamten - und ich bin für heute entlassen.

Ich nehme meine Akte, in die die Gruppentermine und die besprochenen Inhalte eingetragen werden sollen, als wenn man nicht wüßte, daß ich unter Schweigepflicht stehe; ich trage seit Jahren auch immer wieder dasselbe ein, nämlich (vielsagend) "Gruppengespräche" oder zur Abwechslung auch einmal "Persönliche Probleme", das, was sowieso jeder weiß, und begeben mich langsam in Richtung des mir heute zugewiesenen Gruppenraumes. Im Vorbeigehen sehe ich noch meinen "ganz Speziellen", Herrn X., der aussieht, als sei er zur See gefahren, bei der Fremdenlegion gewesen oder als hätte er seine Jahre vorher auf dem Bau verbracht. Er ist über und über mit den seltsamsten Tätowierungen bestreut. Seine nazistische Einstellung ist im ganzen Haus bekannt, und er hat sich neuerdings mir gegenüber etwas zurückgenommen, seit er meine Einstellung zu ihm kennt. Er ist etwa vierzig und wird von einigen Beamtengruppierungen in seinem Bestreben, höher zu steigen, unterstützt. Er ist ihr "Mann".

Ich drehe mich also um und gehe langsam den Berta-Flügel - die Häuser sind innen nach den vier Himmelsrichtungen unterteilt und mit A, Berta, Caesar und Dora bezeichnet - entlang. Ich befinde mich im zweiten Stock und kann nach oben in die dritte Etage sehen, wo einige Insassen wie an einer Reeling stehen, und auch nach unten, wo andere hin- und herlaufen. Auch sie können mich sehen, und einige stehen schon jeden Sonnabend da, um mich zu sehen, wenn ich komme.

Schließlich kommen ja nicht jeden Tag so viele Frauen in das Haus hinein, und ich kann es den armen Typen nicht verdenken, daß sie auch mal eine Abwechslung ihres grau-braun-rötlichen Gefängnisalltags brauchen. Ich kann es ihnen absolut nicht verdenken. - In Schweden werden ja bereits im Zuge der modernen Strafvollzugsreform in einigen Gefängnissen sogar schon Intimmöglichkeiten für Insassen und deren Partner/innen abgeboten, was für deutsche Verhältnisse noch völlig außer Reichweite liegt.

Unser Raum ist die Zelle 417. Eine Zelle mit kahlen Wänden, zwei auf Teakholz gemachten Tischen auf Eisenbeinen im Stil der 60er Jahre, einem Stuhl mit Plastiklehne und Sitz in Rot, drei weiteren Stühlen aus Holz, wie sie in Ämtern und öffentlichen Institutionen vorzufinden sind, meist in den Warteräumen für das Publikum. An der Wand eine Glühbirne in einer Fassung. Wenn wir sitzen, blendet sie uns regelmäßig, so daß wir sie mit einer Plastiktüte, die irgendjemand mitbringt, abdecken. Not macht erfinderisch. Der Schalter ist draußen neben der Zellentür angebracht. Bevor ich in den Raum reingehe, knipse ich das Licht an, der Raum ist auch am Tage durch die kleinen vergitterten Fenster sehr dunkel. Je nach dem uns zugewiesenen Gruppenraum befindet sich manchmal auch ein Waschbecken oder auch eine Toilette in der Zelle. Es ist schon vorgekommen, daß einer der anwesenden Männer urinieren mußte, ich war froh, daß eine kleine Wand die Toilette von dem übrigen Raum etwas abtrennte. Ich selbst habe es noch nicht gewagt, in ihrer Anwesenheit die Toilette zu benutzen und werde dies wohl auch kaum je tun. Die "Jungs", wie ich sie oft nenne, erzählten mir, daß sie in ihren Zellen das Essen, das zur Tür hereingereicht wird, auf der Toilette sitzend in Empfang nehmen könnten, wenn sie es wollten. Deutschland, das für seine Funktionalität und Hygiene bekannte Land.

Ich gehe auf die Zellentür zu und ziehe den massiven Griff zu mir heran. Derweil höre ich hinter mir schon einen der "Jungs" ankommen, er hat mich erwartet. Öfter stand einer der Gruppenteilnehmer schon an der "Spinne", bewaffnet mit einer Teekanne und Tassen für alle, Zucker wurde auch noch organisiert, und in ganz besonderen Fällen wurde auch noch Milch für mich aufgetrieben (ich mag den Tee auf die englische Art). Über viele Jahre hinweg durfte wegen der Sicherheit und Ordnung noch nicht einmal eine geschlossene Büchse Milch zur Gruppe mitgenommen werden. Einmal mußte ich im Beisein eines Beamten zwei Bonbons aufessen, die ich irrtümlicherweise beim Betreten der Anstalt noch in der Tasche hatte. Sie hätten ja vergiftet sein können? Ein anderes Mal wurde mir eine Bandage mitsamt der Mullunterlage von einer frisch genähten Wunde heruntergeholt, trotz Nachweises vom Krankenhaus; ich hätte ja etwas einschmuggeln können. Wenigstens dafür hat

man sich später von höherer Ebene aus bei mir entschuldigt. Aber Ordnung geht nun mal vor Infektionsgefahr. Ich hätte ja die paar Wochen, die ich den Verband an der Hand tragen mußte, nicht zu kommen brauchen. Hätte ich wirklich nicht. Die Bezahlung ist schlecht, seit einiger Zeit ist sie gänzlich gestrichen worden. Ich komme trotzdem weiter, um wenigstens etwas in diesem Gefängnisdschungel aus deutschen Landen zu tun.

Die geschilderte Situation gibt einen ersten Eindruck von der Gesamtatmosphäre und den zu erwartenden Schwierigkeiten einer Therapie im Strafvollzug wieder, insbesondere wenn es sich um die Arbeit einer extern tätigen, d.h. nicht fest in der Anstaltshierarchie verankerten und angestellten Therapeutin handelt. Zwar treffen die Probleme auch zum größeren Teil auf die angestellten Psychologen in den bislang spärlich vorhandenen therapeutischen Sondereinrichtungen und Spezialstationen innerhalb einiger Strafanstalten zu, diese sind aber doch in ihrem unterschiedlichen Aufbau wenigstens noch etwas am therapeutischen Ziel orientiert, was sich von den übrigen Vollzugshäusern kaum sagen läßt. So läßt sich denn das Problem der Durchführung einer psychologischen Therapie innerhalb der "Normalhäuser" auch in drei große Bereiche unterteilen: die räumliche Situation, die Beamtschaft, die Therapie mit den Insassen. Alle drei Bereiche sind natürlich ineinander verflochten und basieren auf dem gleichen Grundgedanken des Strafvollzugs, aber dazu noch einige Bemerkungen am Schluß.

Beginnend mit den räumlichen Gegebenheiten einer Strafanstalt läßt sich sagen, daß sie für eine Psychotherapie denkbar ungeeignet sind. Es fängt bereits mit der Gesamtarchitektur der Häuser an: düstere, alte Gebäude oder neuerdings sterile, weißgetünchte oder künstlich-grellfarben-angestrichene, moderne Häuser, die jeder Lebendigkeit entbehren. Weder gibt es anregende optische Reize noch sonstige irgendwie geartete Reize, die die Sinne erfreuen könnten und eine angenehmere Stimmung entstehen lassen könnten. Grau, braun oder einfach kalt macht bereits dieser Anblick jede/n von außen Kommende/n depressiv oder aggressiv, um wieviel mehr die Menschen, die in einer solchen Atmosphäre tagein-tag-

aus leben oder arbeiten müssen. Was also Wunder, daß in solchen Häusern apathisch aussehende Menschen herumlaufen, denen im Gesicht schon das Desinteresse oder gereizter Mißmut anzusehen sind. Die Beengtheit der Häuser, lange, schmale Gänge, von denen links und rechts eine Unzahl von Zellentüren abgehen, steigern das Unbehagen, die räumliche Enge macht aggressiv. Kein Platz, kein unbeobachteter Ort, keine Privatsphäre. Alles ist auf Kontrolle aufgebaut, überzogenes Sicherheitsdenken, das paranoid ist und macht, Ummengen abgeschlossener Stahltüren und Gitter, die kaum mehr zur Sicherheit beitragen denn zur Demonstration von Macht und Abhängigkeit. Die Zellen, in Anbetracht der in Deutschland so hochgejubelten hygienischen Vorschriften, spotten denselben und sind in ihrem Aufbau und ihren Einrichtungsmöglichkeiten kaum einer Nachentwicklung sozialer Fertigkeiten und Einstellungen förderlich. Um ein Beispiel zu nennen: Kürzlich wurde angeordnet, daß die oft selbst zusammengebauten Stühle aus Sicherheitsgründen aus den Zellen entfernt werden müßten; die Insassen haben, wenn sie beispielsweise für die Schule oder eine Berufsausbildung arbeiten wollen, auf dem Bett zu sitzen und an der eigens dafür angebrachten Schreibplatte zu arbeiten. So weit, so gut. Jetzt ist aber diese Schreibplatte, unabhängig mal davon, daß ein Durchqueren der Zelle damit nicht mehr möglich ist, auf einer solchen Höhe angebracht, daß die Insassen in völlig gekrümmter Haltung an der Platte in etwa Augenhöhe arbeiten müssen, was sich nicht nur gesundheitsschädlich, sondern auch motivationszerstörend auswirkt. Die ohnehin vorhandene Schwierigkeit, Lernbereitschaft zu initiieren, wird durch eine solche Verordnung, brennbares (aber nur anstaltsfremdes!) Material, so die offizielle Erklärung, aus den Zellen zu entfernen, noch zusätzlich sabotiert. Solche Beispiele ließen sich seitenlang aufführen und liefern den alltäglichen Hintergrund, unter denen eine Psychotherapie in der Strafanstalt zu leiden hat.

Die räumliche Ausstattung für Therapiezwecke ist auch nicht sehr viel besser. Im allgemeinen dient eine kaum eingerichtete Zelle, die gerade frei ist, für die therapeutischen Gespräche. Ungünstige Lichtverhältnisse, vergitterte Fenster, harte Holzstühle, kahle Wände, kleinster Raum geben nicht gerade das Gefühl einer menschlichen Begegnung. Die vielzitierten Begriffe wie Wärme, Annehmen, Empathie werden schon von vorneherein nur unter Aufwand von doppelter Anstrengung erreicht. Weder gibt es Möglichkeiten für eine Entspannung seitens der Therapeutin, noch eine für den Klienten. Die gerade unter diesen Umständen für die Therapie so notwendige normal-menschliche Situation wird völlig untergraben. Selbst die auf Honorarbasis für die Anstalt tätigen Psycholog/innen haben Schwierigkeiten, sich ihren Raum zweckgemäß einzurichten; - und bei aller



Mühe, die vergitterten Räume mit allem, was dazugehört, bleiben trotzdem und lassen die Beteiligten nie vergessen, wo sie sind. Einzig die täglich auf den therapeutischen Sondereinrichtungen festangestellten Psycholog/inn/en haben es da etwas besser: große Räume, Tisch und Stühle, Liege, persönliche Einrichtungen, Bücher etc., die dem Ganzen eine individuell wärmere Note geben können. Dafür kommen aber die hier Tätigen kaum noch zur Therapie; Konferenzen, Stationsbesprechungen, Gutachten, bürokratische Organisation fressen Zeit und Energien auf, machen vorhandene Möglichkeiten ungenutzt. Es ist müßig, noch weiter über die rein räumlichen Probleme zu schreiben, der Grundeindruck ist klar, gängige Strafanstalten sind nicht auf therapeutische Interventionen eingestellt und wollen sie zumeist auch nicht. Dieser Eindruck verstärkt sich erheblich, wenn wir den zweiten Punkt betrachten: die Ausbildung und Einstellung der dort tätigen Beamtenschaft.

Im allgemeinen kommen die direkt an der "Basis" tätigen sog. "Stationsbeamten" von der Vollzugsschule, an der sie meist eine ca. dreijährige Ausbildung zum Justizvollzugsbeamten absolviert haben. Häufig entstammen sie, ähnlich dem Personal in der Psychiatrie, anderen Berufen, die ihnen auf Dauer zu schwer, meist aber zu unsicher geworden waren. Persönliches Sicherheitsdenken, Selbstaufwertung durch den Beamtenstatus, Renten, Vergünstigungen etc. sind ein starker Motor für die Wahl dieses Berufes. Dazu ein mehr oder minder bewußtes und eingestandenes Machtstreben, das einen bestimmten Typus anlockt, dessen "latente" Aggressivität teilweise schon sehr deutlich sichtbar ist. Es ist nicht so ungewöhnlich, ehemalige Fremdenlegionäre usw. in den Reihen der Beamten wiederzufinden. Sensiblere Beamte bitten häufig innerhalb der ersten fünf Jahre um Versetzung oder kommen im Laufe der Zeit unter die Räder der tonangebenden, härteren, meist schon länger dort arbeitenden Beamten und entwickeln dann dementsprechend ähnliche Verhaltensweisen oder die für diese Betriebe so typischen psychosomatischen Erkrankungen wie Magengeschwüre etc. Die Rate der Krankmeldungen liegt bei Strafanstalten bei ca. 20, zeitweise bis zu 40%. Offiziell wird dafür meist das Problem des Schichtdienstes angegeben mit den dazugehörigen Belastungen für die Familie, inoffiziell ist jedem die krankmachende Arbeitssituation, die Querelen unter den Kollegen, die Hierarchiekämpfe und die Freund-Feind-Mauern zwischen Beamten und Insassen bewußt.

Die Beamten selbst sind auf die menschliche Auseinandersetzung mit den Insassen innerhalb Ihres Tätigkeitsfeldes kaum oder nur sehr schlecht vorbereitet. Die meisten haben nur einen mehr oder weniger sozialpsychologischen Lehrgang gehabt, hauptsächlich aber verwaltungstechnische und formal-juristische Probleme ihrer zukünftigen Arbeit kennengelernt und eingepaukt bekommen. Diese formal-technische Seite entspricht auch zum größten Teil der Einstellung, die viele Be-

amte schon vor Beginn ihrer Arbeit mitgebracht haben. Beladen mit den Klischees, wie sie landläufig in der Bevölkerung über Straftäter vorherrschen, suchen sie kaum noch Kontakt mit den Insassen. Dies spiegelt sich besonders deutlich in der unterschiedlichen Handhabung von Verordnungen und Reglementierungen wider, die stark von der Persönlichkeit der Beamten abhängt. Noch deutlicher wird sie aber in der Frage der Förderung der Insassen, insbesondere wenn es um therapeutische Unterstützung geht, die bei den meisten Beamten auf Unverständnis, Abwehr oder im günstigeren Falle auf zynisches Gelächter stößt. Häufig genug sind mir Bemerkungen, oft unbedacht ausgesprochen und gerade deshalb so bedeutungsvoll, zu Ohren gekommen, in denen sich das Bild von den Insassen als Untermenschen, Ratten, Tiere usw. bemerkt machte, die, wie einige es recht deutlich formulierten, eingesperrt, wie früher mit Prügelstrafe oder bei Wasser und Brot zur Vernunft gebracht werden müßten - oder ganz einfach wie bei Hitler an die Wand gestellt werden müßten. (Wobei vergessen wird oder nicht gewußt wird, daß gerade Hitler oft Strafgefangene als Wächter in den KZ's eingesetzt hat, "zur Bewährung" sozusagen). Die Wiedereinführung der Todesstrafe wird teilweise offen befürwortet, und jeder kann sich vorstellen, wie eine Arbeit von Strafvollzugsbeamten mit dieser Einstellung aussehen mag. Eine Folge davon ist das systematische Unterlaufen therapeutischer Bemühungen, wobei Insassen mit Spott oder erhöhter Aggression von seiten der Beamten konfrontiert oder Provokationen inszeniert werden, um aufzuzeigen, daß es sich doch nicht lohnt, sich mit denen abzugeben. Selten sind die Beamten (oft erst auf höheren hierarchischen Stufen) anzutreffen, die von sich aus Ideen, Gespräche und Schritte unternehmen, um Insassen zu fördern. So kommt es eben häufiger vor, daß Insassen nach einer therapeutischen Sitzung, in der möglicherweise gerade über Konflikte mit Beamten und ihre Lösungsmöglichkeiten gesprochen wurde, die Tür aufmachen, frohgemut, vielleicht ein Stück Selbstsicherheit im Umgang mit der Situation und menschliche Würde wiedergefunden zu haben, von einem Beamten von oben herab mit den Worten "Marsch, ab in die Zelle" oder mit einem weischnidigen "Na, heute schon was dazugelernt?" empfangen werden. Im Klartext heißt das: eine Stunde Gespräch in zwei Minuten zunichte gemacht.

Das Verhältnis der Beamten zu den Psycholog/inn/en (meist auch umgekehrt) ist auch nicht besser. "Penner, Spinner, wie die schon angezogen sind, haben wohl keine andere Stelle gefunden, sind wohl auch nicht besser, Kumpanei, Unterstützung von kriminellm Handeln, etc., etc.", das alles wird laut oder leise gedacht und gesagt. Bei Frauen im Männerstrafvollzug scheinen vorrangig sexuelle Vorstellungen in den Köpfen der Beamten (bis hinein in die der Anstaltsleiter) zu hausen: "Wie sieht die denn aus, kriegt wohl keinen, macht sich ja ein nettes Stündchen" usw. Witze wie "Na, verkraften Sie noch einen (mit entsprechen-

em Grinsen ... haha)?" sind an der Tagesordnung. (Selten habe ich übrigens diesen Jargon bei den Insassen gehört.) Aber auch aggressive Bemerkungen wie "Mit solchen geben Sie sich ab?" bis hin zum "fürsorglich-väterlichen" Rat "Na, bei dem würde ich vorsichtig sein, der will ja nur ... " (hier können verschiedene Dinge eingesetzt werden), "der zeigt sich ja nur bei Ihnen von seiner Schokoladenseite", "ach, da bemühen Sie sich doch nur umsonst", "hat doch keinen Zweck bei dem" usw. bestimmen die Palette des Umgangstons.

Im Strafvollzug als Psychologe, insbesondere aber als Psychologin tätig zu sein, heißt bei dieser Einstellung - mehr als woanders -, immer auf der Hut sein, nicht zuviel reden, keine mehrdeutigen, interpretierbaren Situationen schaffen, stets sachlich und kühl bleiben. Psycholog/inn/en sind nicht sehr beliebt, und jede Situation kann gegen sie verkehrt werden. Die grundsätzliche Haltung des Personals in der Strafanstalt ist Mißtrauen, bereits eine "zu freundliche Begrüßung eines Insassen, womöglich eine freundschaftliche Berührung des Armes, kann mißinterpretiert und an der Integrität der Psychologin gezweifelt werden. Dieser doppelte Streß ist natürlich weder der Therapeutin noch dem Insassen, am wenigsten aber der Therapie dienlich. Er führt zu einer weiteren künstlichen Distanz, die die Therapie zusätzlich belastet, die ja ohnehin schon Probleme mit sich bringt, wie sie mit einer anderen Klientel kaum auftritt.

Diese Probleme können mannigfaltig sein: Zum einen bringen männliche Insassen aufgrund ihres Ursprungmilieus und der langjährigen gefängnisbedingten Isolation vom anderen Geschlecht eine oft doch recht verquere Einstellung zu einer Therapeutin mit (das gleiche gilt auch häufig für männliche Therapeuten in einer Frauenstrafanstalt), zum anderen steht auch die gesamte Einstellung zu einer Therapie auf wackligen Füßen. Die Mehrzahl der Insassen lehnt eine irgendwie geartete psychologische Therapie aus mehreren Gründen ab: Die im allgemeinen in einer Strafanstalt durchgeführten und angebotenen Therapien sind mehr oder weniger Mußtherapien, werden oft vom Strafgesetzbuch als notwendige Schritte zur Vorbereitung auf die Entlassung oder Vollzugslockerungen vorgeschrieben und stehen daher bei den Insassen in dem Ruf, Anpassungsmanöver zu sein, bei denen ihnen im Fall eines Mitmachens Zuckerbonbonchen als Belohnung gegeben werden. Im Falle einer Weigerung tritt eben keine Belohnung in Form von Vollzugserleichterungen ein, die Strafe ist ein harter Vollzug, wie gehabt. Das führt nun häufig zu einer Aufspaltung in zwei Lager: Die, die sich anpassen, den psychologischen Jargon erlernen, Einsichten intellektuell propagieren, sich jedoch gleichzeitig darüber amüsieren und unverändert so weitermachen wie bisher, Hauptsache sie erreichen damit etwas im Vollzug (was ihnen natürlich in

dieser Situation kaum jemand verübeln könnte). Dann gibt es noch die, deren Stolz, der nicht unerheblich ist, es verbietet, sich irgendwie unterzuordnen, zu kriechen, zu betteln, wie es meist empfunden wird. Sie verzichten, lehnen jeden Kontakt mit Psycholog/inn/en ab und gehen lieber den harten Weg. Allen gemeinsam aber ist ein mehr oder weniger starkes Mißtrauen, das sie therapeutisch Tätigen entgegenbringen. Es rührt aus verschiedenen Quellen: rein formal entsteht es durch die Tatsache, daß festangestellte Psychologen Auskünfte erteilen müssen über den Verlauf der Therapie, Informationen bei Bedarf von seiten der Anstalt oder höherer Stelle weiterreichen sollen, Gutachten über die einzelnen Insassen erstellen und damit entscheidend das weitere Schicksal mitbestimmen. Daß dies nicht zu einem offenen Verhältnis mit den Therapeut/innen führen kann, ist nur zu verständlich, da die Insassen sich nie sicher sind, ob nicht vertraulich mitgeteilte Inhalte weitergereicht und ihnen zum Schaden ausgelegt werden können. Aufgrund der unter diesen Umständen nicht eingehaltenen Schweigepflicht sprechen die Insassen häufig über oberflächliche oder angelernte Dinge, was tiefer geht wird für sich behalten, Vertrauen entsteht nicht.

Im Gegensatz dazu ist die Situation mit externen, oft von den Insassen selbst ausgewählten und bezahlten Therapeut/inn/en einfacher. Sie sind zu nichts verpflichtet, können die gesetzliche Schweigepflicht wahren und geben damit eine gewisse Garantie für die Insassen. Trotzdem muß aber auch hier mit einer erheblichen Abwehr bei den Insassen gerechnet werden, die zu der allgemeinen Problematik der Therapie mit Strafgefangenen führt. Oft sind die Insassen von ihrer Sozialisation her überhaupt nicht daran gewöhnt, eigenes Verhalten zu reflektieren, geschweige denn mit anderen darüber zu sprechen, insbesondere wenn es sich dabei um Gefühle handelt. Von dieser Warte aus betrachtet, fehlt ihnen erst einmal eine gewisse Introspektionsfähigkeit, sie neigen eher zum Verdrängertypus, der es gelernt hat, Gefühle mit Härte, Action machen u.ä. zu überspielen. Meist argumentieren sie dabei rationalistisch, auftauchende Gefühle werden mit Angst beantwortet und führen häufig zu ruckartigem Rückzug und Nichterscheinen zum nächsten Gespräch. Es dauert oft sehr lange, überhaupt einen Faden zu ihren Empfindungen aufzubauen und an sie innerlich heranzukommen. Die Therapeut/inn/en werden monate- und jahrelang mißtrauisch auf ihre Zuverlässigkeit, Stabilität und Ehrlichkeit überprüft, müssen immer wieder Beweise dafür erbringen, bis dann scheinbar plötzlich ein Durchbruch stattfindet und Vertrauen entsteht, was oft zu einer sehr schnellen Entwicklung und Veränderung der Insassen führt. Dabei spielt das Herangehen an die Straftat eine entscheidende Rolle. Zwar sprechen die Insassen häufig gleich zu Beginn über ihre Tat, meist aber eher mit provokativ-demonstrativem Charakter;

die Bereitschaft jedoch, sich mit den eigenen Anteilen dabei auseinanderzusetzen, insbesondere bei Morddelikten, mit denen ich vorwiegend zu tun hatte, läßt dann lange auf sich warten. Meiner Erfahrung nach ist dies der kritische Punkt, auf den jede Therapie zusteuert, und erst die innere, gefühlsmäßige Auseinandersetzung mit der Tat bringt tatsächliche, sichtbare, umfassendere Verhaltens- und Erlebnisänderungen mit sich. Die Phasen davor sind ein mehr oder weniger starkes Unterstützen und verhaltensorientiertes Verstärken von Fertigkeiten, die natürlich zu einem größeren Selbstwertgefühl der Insassen führen. Eine so nachgeholte, abgeschlossene Berufsausbildung kann beispielsweise schon enorme Auswirkungen beim Insassen im täglichen Umgang mit anderen haben, was wiederum motivieren kann, neue Schritte zu unternehmen. Dieses erneut erworbene Selbstbewußtsein und -verständnis kann dann wiederum zu einer anderen Auseinandersetzungsform mit inneren und äußeren Problemen führen. Trotzallem darf dabei aber die äußere Umgebung der Insassen nicht übersehen werden, da sie zu einem großen Teil auf den therapeutischen Prozeß einwirkt, zumeist negativ.

Auf alle Fälle läßt sich jedoch über Therapien mit Strafgefangenen, seien sie nun von externen oder festangestellten Therapeut/inn/en gemacht, sagen, daß sie niemals nach nur einer einzigen Methode durchgeführt werden können und sollten. Gerade im Gefängnis muß die/der Therapeut/in in der Lage sein, mehrere Formen individuell zu verknüpfen, oft auch ganz eigene, ungewöhnliche Wege zu begehen, da die gängigen Methoden nicht für eine Klientel mit dieser Sozialisation und Problematik entwickelt wurden. Keine der üblichen Arten, sei es VT, GT, Psychoanalyse, Gestalttherapie, Psychodrama und ähnliches sind in ihrer Reinform geeignet, im Gefängnis angewandt zu werden. Das scheitert bereits an den äußeren Umständen: Möglichkeiten, Verstärkerprogramme durchzuführen in Form von Belohnungen u.ä., sind kaum gegeben; Tonbandbearbeitungen sind aufgrund der anstaltsinternen Sicherheitsverordnungen, aber auch vom Mißtrauen der Insassen her nicht möglich; die Raumausstattung für analytische Behandlungen ist nicht gegeben; der Platz für rollenspielerorientierte Therapien fehlt. (Ganz abgesehen davon, daß die Entlohnung der Therapeuten nicht ihrer Arbeit entspräche.) Aber auch die Einstellung der Insassen trägt dazu bei: Probleme werden eher wegrationalisiert, das Reden darüber als lächerlich und schwach empfunden, psychologische Zusammenhänge als fremdartig erlebt, Veränderung als Anpassung gesehen. Beibehalten wird dann lieber das Ausagieren wie bisher. Darüber hinaus bleiben die meisten Erfolge einer Therapie im Gefängnis sowieso vorerst nur Trockenübungen, Möglichkeiten der Um- und Auseinandersetzung sind nur in dem sehr begrenzten Raume des Gefängnisalltags mit all seinen Entmündigungsmechanismen vorhanden; wesentliche Lebenssituationen, "die Realität des Draußen" fehlen.

Bei der Unzahl der Probleme, die auftauchen und in diesem Rahmen nicht alle behandelt werden können, läßt sich aber eins sagen: Therapien im Bereich der Kriminalität, insbesondere ihre Durchführung in einer Strafanstalt, stellen in vielerlei Hinsicht, sei es beruflich oder persönlich, harte Anforderungen an die Therapeut/inn/en, egal ob sie nun festangestellt oder extern dort tätig sind, wobei letztere auch noch mit einem finanziellen Problem zu kämpfen haben, da die Kosten oft von Staatsseite her nicht getragen werden und die Insassen selten über genügend freie Geldmittel verfügen. Was oft bleibt, ist unentgeltliches Arbeiten oder kaum nennenswerte Beträge.

Eindeutig aber ist, daß der gesamte äußere und innere Aufbau einer Strafanstalt auf therapeutische Interventionen nicht oder ungenügend, meist aber einfach feindlich eingestellt ist; der Strafgedanke mit seinen Sicherheits- und Ordnungsaspekten ist vorrangig, eine Humanisierung im Hinblick auf das tatsächliche Verstehen von Straftaten und die damit verbundene Prävention von Kriminalität ist in weiter Ferne. Fast ließe sich der Eindruck gewinnen, daß eine solche auch kaum gewünscht wird, wie sollten sich sonst die einen von den anderen abgrenzen können, gäbe es nicht immer ein gewisses Quantum an "Bösen"? Einer der Gründe, weshalb ich trotz all dieser Schwierigkeiten immer noch seit sieben Jahren in einer Strafanstalt arbeite, ist, daß ich sowohl menschlich als auch psychologisch sehr viel dazugelernt habe, was ich zu einem großen Teil auch den Insassen zu verdanken habe, denen ich, so hoffe ich, trotz des begrenzten Rahmens ebenso ein Stückchen Verständnis und Hilfe geben konnte.

Sylvia Zaler, Dipl.-Psych.

Lützowufer 27

1000 Berlin 30